

Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 109 (1991)
Heft: 12

Artikel: Bauen für die Industrie
Autor: Seidlein, Peter C. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-85909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bauen für die Industrie

Im Februar 1990 jährte sich zum fünfzigsten Male der Todestag von Peter Behrens – einem der bedeutendsten Baumeister der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. In seinem Berliner Atelier arbeiteten u.a. Corbusier, Mies van der Rohe und Gropius. Die Hoechst AG, Bauherrin des neben der AEG-Turbinenhalle in Berlin wohl wichtigsten Werkes von Behrens, veranstaltete auf diesem Hintergrund eine Ausstellung über ihr 1920–25 errichtetes «Technisches Verwaltungsgebäude». Prof. Peter C. von Seidlein formulierte zur Eröffnung – ausgehend vom Schaffen Behrens – Gedanken zur neuzeitlichen Industriearchitektur. B.O.

Ich beginne diesen Vortrag mit einem Dank an den Eigner dieses Orts, den Farbwerken Hoechst. Sie haben mit der Ausstellung über diesen Bau und seinen Architekten etwas – heute leider wenig

VON PETER C. VON SEIDLEIN,
MÜNCHEN

Selbstverständliches – getan –, nämlich sich selbst und darüber hinaus die Allgemeinheit daran erinnert, dass hier eines der grossen Bauwerke eines grossen Architekten steht und damit – unbestritten – eines der wenigen wirklichen Baudenkmäler dieses Jahrhunderts von diesem Unternehmen errichtet worden ist. Kein Zweifel, dass sich das Unternehmen damit selbst feiert – kein Zweifel aber auch, dass es damit den Besuchern dieser Ausstellung, den Besuchern dieses Baus etwas vermittelt, was über die ästhetische, die historische Belehrung hinausreicht, nämlich Einblicke, und das ist hier nur ein anderes Wort für Einsichten, in das, was in diesem, sich seinem Ende nähernden Jahrhundert Kultur – und hier stocke ich – ist? war? sein könnte? sein müsste?

Man wird dabei freilich über diesen einen Bau des Architekten Behrens hinaus blicken müssen, andere seiner Bauten, insbesondere die für die AEG geplanten Industriebauten, als Beispiele und zum Vergleich heranziehen, wenn man Antworten auf jene Fragen erhalten will, die mit zunehmender Dringlichkeit in einem zunehmend industrialisierten Europa gestellt werden.

Es wäre – meine ich – zuviel verlangt, hierauf heute eine Antwort zu erwarten. Ich will versuchen, Überlegungen für eine Antwort zusammenzutragen, Überlegungen, die ich in Abschnitte gegliedert habe.

Zu den Industriebauten von Peter Behrens

Es fällt schwer, unter den vielfältigen Arbeiten Peter Behrens die zu nennen, welche sich – gemessen mit dem untrüglichen Massstab, den die zeitliche

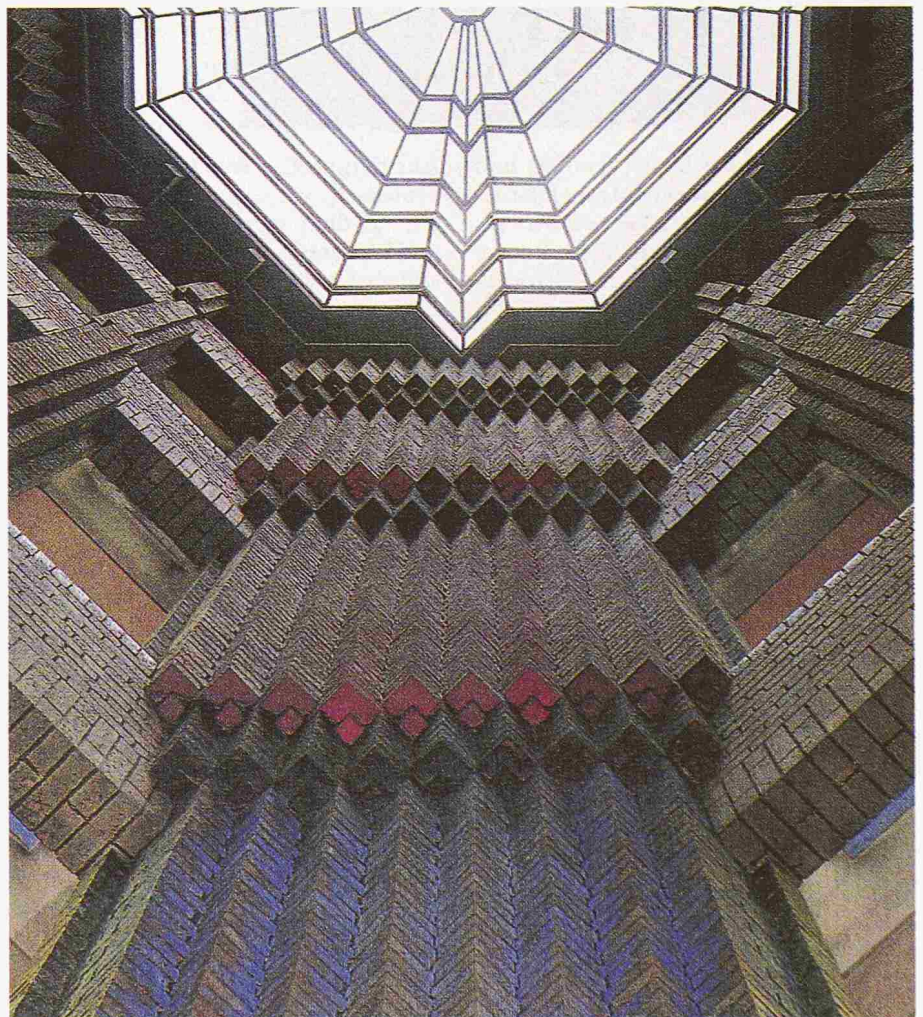
Entfernung eines halben Jahrhunderts seit seinem Tod bietet – als die wichtigsten, die wegweisenden erwiesen haben:

Schwierig ist eine solche Bewertung nicht zuletzt deshalb, weil Behrens wie kaum ein anderer Architekt des 20. Jahrhunderts Fähigkeiten auf so unterschiedlichen Feldern wie Architektur und Typographie, Industrial Design und Möbelbau bewiesen hat. Auf ihnen hat er seiner eminenten Begabung Entsprechendes geleistet. Aber selbst wenn man die Betrachtung auf seine Bauwerke verengt, fällt eine vergleichende

Wertung so unterschiedlicher Werke wie diesem, das von einem hingebungsvollen Kunstwillen geformt ist, und den unter ganz anderen Prämissen ein Jahrzehnt früher entstandenen Bauten für die AEG schwer. Man wird für die Einschätzung der Industrie-Bauten zu anderen Kriterien greifen müssen, um eine angemessene Wertung zu rechtfertigen.

Es sind vor allem zwei Eigenschaften, die an den AEG-Bauten interessieren.

Da ist zum einen die Neuheit der Aufgabe – nämlich riesige Arbeitsflächen als Hallen oder gestapelt als Geschossbauten zu planen –, eine Aufgabe, die, wo immer sie seit Beginn der industriellen Revolution gestellt worden ist, als Aufgabe der Ingenieure, der Hersteller oder der Erfinder, nie aber als eine der Architekten gesehen wurde. Dass man ihre Planung einem Architekten, einem Künstler – Behrens war bis anhin für die AEG als Designer tätig gewesen – übertrug, war in einem hohen – auch heute noch schwer nachvollziehbaren Mass – ungewöhnlich.



Technisches Verwaltungsgebäude der Hoechst AG, Frankfurt-Hoechst. Blick aus dem Sockelgeschoss in die Kuppel über einen Eckpfeiler



Der Westflügel mit dem ehemaligen Beamteneingang im Sockelgeschoss

Zum anderen aber haben Bauherr und Architekt an diesen Bauaufgaben Kriterien für den Industriebau entwickelt, die damals neu waren und die noch immer gelten. Dazu gehören Arbeitsplatzqualität und was man heute *corporate identity* nennen würde.

Wenn man vom ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts auf das eben zu Ende gegangene Jahrhundert zurückblickte, bis zum Beginn dessen, was man die erste industrielle Revolution nennt, dann hatte es das ganze 19. Jahrhundert hindurch zwei Arten zu bauen gegeben. Dort wo Architekten am Werk waren, bedienten sie sich meist – ja fast ausschliesslich – historischer Bauformen. Sie taten dies in vielen Fällen mit Einfühlungsgabe, aber auch mit Kreativität, und die Ergebnisse waren dort, wo die historischen Vorbilder ohne knirschenden Widerspruch den funktionalen Aufgaben angepasst werden konnten, oft von erstaunlicher Überzeugungskraft. Daneben aber gab es eine ganz andere Art des Bauens, ein Bauen mit neuen Materialien, mit davon abgeleiteten neuen Konstruktionen, meist für neue Aufgaben. Architekten waren daran nicht beteiligt.

Es waren Ingenieure, Erfinder, die Hallen für die neue Eisenbahn, Hallen für

Ausstellungen, Brücken, Silos und Schleusen, vor allem aber Arbeitsstätten für die neuen Industrien, Mühlen und Webereien und Schmieden – Fabriken eben – schufen.

Es waren Zweckbauten, deren Reiz ihre Nüchternheit, ihre Geradlinigkeit, aber auch ihre Neuheit war. Bei entsprechender Grösse hatten sie nicht selten den Ausdruck monumentaler Kraft.

Aus der Nähe des beginnenden Jahrhunderts betrachtet, sah man dies freilich weniger positiv. In dem berühmt gewordenen, oft zitierten Werkbund-Jahrbuch von 1913 schrieb ein junger Architekt namens W. Gropius, der von 1907 bis 1910 im Büro Behrens gearbeitet hatte: «Früher bedeutete die Fabrik nur ein notwendiges Übel. Man begnügte sich mit Gebäuden von trostloser Schabigkeit.»

Aber es war nicht die trostlose Schabigkeit allein, die dem jungen Gropius missfiel. Es gab für ihn noch Schlimmeres an diesen Fabriken: «... hier und da rief man hinterher einen Baumeister herbei, der die nackten Formen des Nutzbaus meist in missverständlicher Weise mit nachträglich zugetragenen, unsachlichen Zierarten behing. Dieses

Verfahren ist leider auch heute noch beliebt.»

«In missverständlicher Weise», das ist wohl das Schlüsselwort. Es war ein Missverständnis, die Fabrikbauten verzieren und sie solchermassen in Werke der Architektur verwandeln zu wollen.

1903 hatte Perret das Haus an der Rue Franklin gebaut, drei Jahre früher Sullivan das Warenhaus Carson, Pirie & Scott in Chicago, Beispiele beide für den Versuch, ohne Dekoration, ohne Rückgriff auf historische Motive allein aus der Konstruktion und ihrer Darstellung Architektur werden zu lassen.

«Es sind die konstruktiven Verhältnisse», hatte Sullivan gesagt, «welche die Grundlage der Gestaltung sind.»

Durch die Anwendung dieses Prinzips auf die Geschossbauten und Hallen, welche die AEG für ihre rapid wachsende Produktion elektrischer Geräte, Motoren und Turbinen dringend und rasch brauchte, versuchte Behrens aus Bauaufgaben, die bis dahin verurteilt waren, Anlass für «Bauten trostloser Schabigkeit» zu sein – wie Walter Gropius das genannt hat –, den Funken der Architektur zu schlagen.

Die Erfolge waren erstaunlich, wenngleich höchst unterschiedlich. Die berühmte Turbinenhalle war ein Bauwerk von 151 m³ umbauten Raums und einer Länge von mehr als 200 m – der mächtigste Stahlbau, den es damals in Berlin gab. Wie unter den kaum nachzuvollziehenden Handbewegungen eines Zauberers hatte Behrens die Halle so entworfen, dass jedermann konstruktive Verhältnisse zu sehen glaubte – Sachverhalte, die aber mit dem wirklichen Tragwerk nur entfernt verwandt waren, aber ungleich überzeugender wirkten, als es zum Beispiel die folgerichtige Darstellung des hier verwendeten Dreigelenksbogens aus Fachwerk getan hätte.

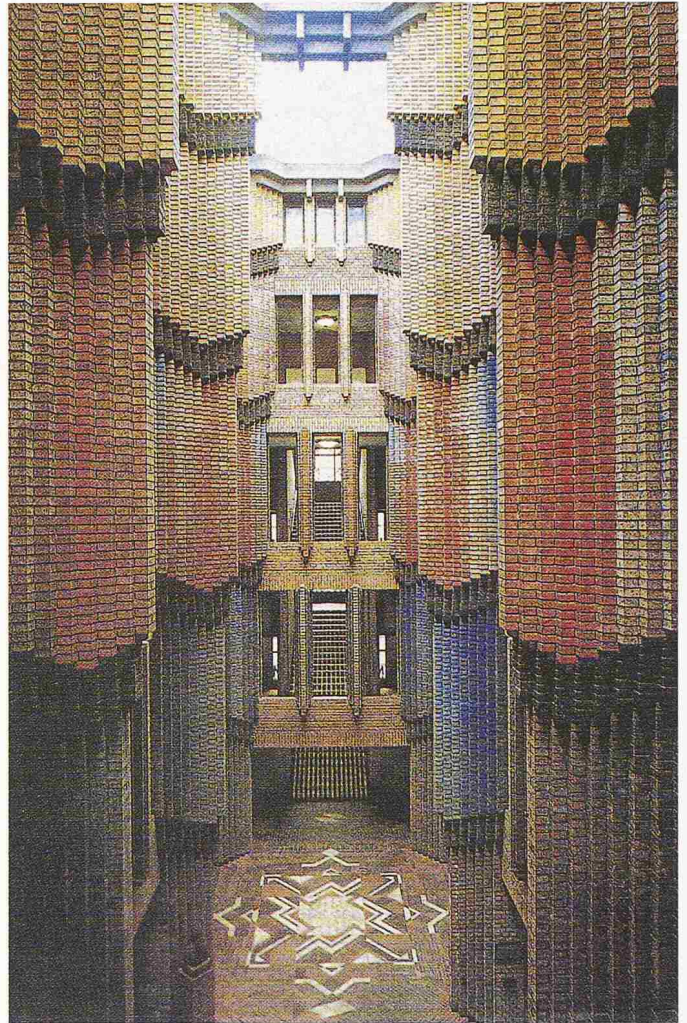
So ist die Turbinenhalle ein Meisterwerk des «als ob», mehr so als die anderen, weniger berühmten AEG-Bauten. Von ihnen wies – so möchte man meinen – das der Turbinenhalle verwandte Lagergebäude an der Hussitenstrasse mit seiner vergleichsweise nüchternen Haltung wohl am weitesten in die Zukunft. Es stand damit dem kurz darauf von Gropius erbauten – in Konstruktion und Form allerdings völlig andersartigen – Faguswerk in Ahlfeld ungleich näher als die Turbinenhalle.

Industriebau heute

Welche Folgen hatte diese Erkenntnis, dass Arbeitsstätten, Behausungen von Maschinen und Produktionsprozessen



Die Kuppelhalle mit ihren kristallförmigen, farbigen Backsteinpfeilern und geometrischen Bodenmosaiken



Die drei Hauptgeschosse der Kuppelhalle sind von einer Galerie umgeben, die das Farbenvokabular der Halle übernehmen

Werke der Architektur, Aufgaben für Architekten sein können – ja eigentlich sein müssen? Sie ist heute prima vista eine Selbstverständlichkeit. Aber ist sie es wirklich?

Es ist nicht schwierig, in regelmässigen Abständen – so wie dies bei dem erst kürzlich zum zweiten Mal verliehenen Constructa-Preis geschieht – aus ganz Europa hervorragende Beispiele von Industriearchitektur zu sammeln und auszuzeichnen.

Ein Ortstermin in den Industrie- und Gewerbegebieten vermittelt aber ganz andere Eindrücke. Hier fällt es schwer zu glauben, dass die preisgekrönten Bauwerke mehr als die Ausnahme sind, die die Regel, dass Industriebau hässlich zu sein hat, bestätigt. Das larmoyante Klagen über das Aschenbröckchen, das der Industriebau im Vergleich mit anderen Kategorien von Bauaufgaben, etwa dem Museumsbau oder dem Bauen für Verwaltungen, fristet, wird in den Gewerbestepfen durchaus verständlich.

Phänomene, wie die dem Industriebau scheinbar immanente Hässlichkeit, sind durch ein Bemühen um Verschönerung nicht zu heilen. Ihre Therapie

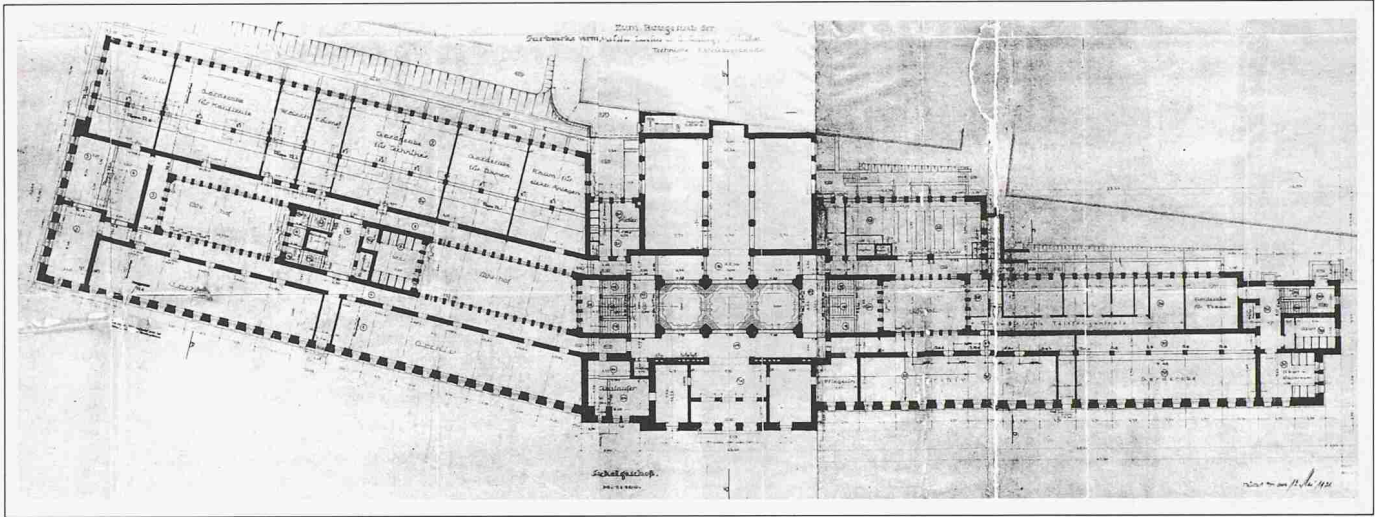
erfordert zunächst eine ernsthafte Analyse dieses Phänomens.

Da ist die Tatsache, dass der Begriff Fabrik seit dem Beginn der Industrialisierung vielfach, wenngleich nicht ausschliesslich, negativ besetzt ist: Für Marx und nicht nur für ihn waren Fabriken Stätten der Ausbeutung. «Notwendiges Übel von trostloser Schäbigkeit» waren sie fünfzig Jahre später für Gropius. Sicher – vordergründig hat sich das geändert. Die Zeiten der schweisstreibenden und schmutzigen Arbeitsprozesse, wie sie Menzel geschildert hatte, sind vorbei. Versteht man aber unter dem, was Gropius «Schäbigkeit» genannt hat, nicht eine materielle Eigenschaft, sondern eher eine geistige Haltung, so kann man sie unschwer auch heute in den Gewerbegebieten finden. Es ist die von kostenbewussten Managern bevorzugte Betonfertigteilt-Trapezblech-Ölsockel-Architektur in einer von sinnlosen Zäunen zerschnittenen, weitgehend asphaltierten Landschaft. Das sind Schlachtfelder, worauf Sicherheitsexperten das letzte Wort haben – und wo der blauäugige Architekt im Niemandsland liegend zusehen muss, wie sein Werk, für dessen Gestaltung er Phantasie, Mühe und das Geld

des Bauherrn aufgewendet hat, den im Ergebnis sich durchaus ebenbürtigen Vandalismen von Betriebsleitung und Mitarbeitern zum Opfer fällt. All das sind letztlich Folgen jenes negativen Image, das industriellen Arbeitsstätten seit eh und je anhaftet. Die Erscheinungsformen mögen sich geändert haben – die unerfreulichen Ergebnisse sind gleich geblieben.

Mindestens ebenso bestimmend für das negative Bild des Industriebaus ist die militante Aggressivität, die heute jedwede Veränderung der Umwelt durch Baumassnahmen zu wecken im Stande ist. Die das gegenwärtige Bauen oft bis zur Alleinbestimmung beeinflussenden Schutzbestrebungen – Landschaftschutz, Naturschutz, Umweltschutz, Denkmalschutz – werden ganz wesentlich von dieser Veränderungsangst getragen.

Damit soll nicht gesagt sein, dass sie unberechtigt wären. Bedenkt man, in welchem Ausmass Deutschland gewalttätigen Veränderungen seiner Umwelt zunächst im 2. Weltkrieg durch die Zerstörungen und später durch Wiederaufbau und Wachstum ausgesetzt war, so wird diese Furcht verständlich. Die oft zitierte Behauptung, dass diese Verän-



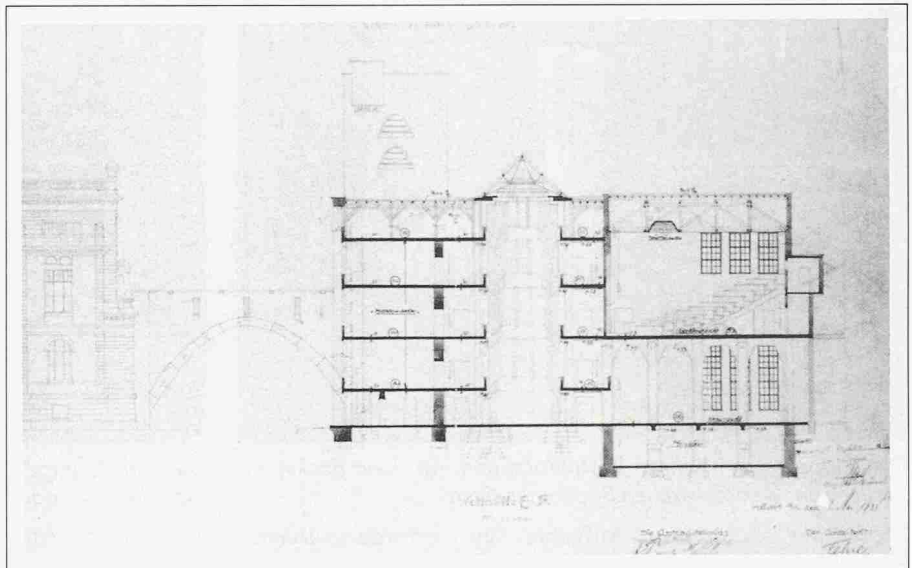
Grundriss Sockelgeschoss

derungen rascher vor sich gingen als je zuvor, dass beispielsweise in den dreissig Jahren von 1950 bis 1980 so viel gebaut worden sei wie in den 300 Jahren vom Westfälischen Frieden bis zur Währungsreform, kann man anhand von Bevölkerungsstatistiken und Stadtplänen durchaus nachvollziehen. Nicht so evident ist die Tatsache, dass an diesen Veränderungen kaum eine andere Bauaufgabe so beteiligt war und ist wie der Bau für gewerbliche und industrielle Arbeitsstätten. Das hat mehrere Gründe:

1. Das wellenförmige, aber anhaltende Wachstum industrieller Produktion.
2. Die Änderung der Produktionsvorgänge und die hierfür notwendigen baulichen Vorhaltungen, die, von Ausnahmen abgesehen, nach immer ausgedehnteren Flächen verlangen.
3. Der Auszug der Produktionsstätten aus den beengten innerstädtischen Lagen in Randlagen oder aufs Land.

Natürlich hängen diese Gründe zusammen und bedingen einander. Der Schlossermeister, der 1950 noch in einer Werkstatt in einem innerstädtischen Hinterhof gut zurechtkam, verlegte sich mehr und mehr auf Stahlbau, vervielfachte in der Folge Umsatz und Belegschaft und baute sich deshalb in einem Gewerbegebiet am Rand der Stadt ein neues Betriebsgebäude. Tausend- und abertausendfach wiederholt, ergeben sich hieraus furchterregende Veränderungen dessen, was für den Bürger Heimat bedeutet. Wiesen und Äcker verwandeln sich in eine Gewerbesteppe, und wo handwerkliche Betriebe in Symbiose mit Wohnbauten existierten, sind Appartement-, Park- oder Bürohäuser gewachsen.

Der Gewinn, den die Allgemeinheit in Form von Arbeitsplätzen, erhöhten Steueraufkommen und Wohlstand hat, ist zu abstrakt, um ein Äquivalent gegenüber der unmittelbar erlebten, als



Schnitt durch die Halle

Störung oder gar als Zerstörung empfundenen Veränderung der Umwelt zu sein.

Die Neubauten und ihre Agglomerationen, die von ihnen ausgehenden Emissionen – und nicht zuletzt ihr Verkehrsaufkommen – provozieren Abwehr und Antipathie gegen den Industriebau. Architekten können sich der in dieser Ablehnung ausgedrückten Kritik am allgemeinen Niveau des Industriebaus – insbesondere dann, wenn es sich um von der Stange gekaufte Betriebsgebäude handelt, nur anschliessen. Aber ihr Urteil ist an der Erscheinung festgemacht; Kritik bedarf aber, um hilfreich, konstruktiv zu sein – ich wiederhole mich –, einer analysierenden Beschäftigung mit den Phänomenen.

Sekundärtugenden

Kein Zweifel, dass es dem Unternehmer als Bauherren zunächst einmal um Wirtschaftlichkeit gehen muss. Er kauft sich eine Maschine, nicht weil sie schön ist, sondern weil sie – richtig ein-

gesetzt – die Produktion erleichtert, vielleicht die Herstellungskosten mindert und ihm ein besseres und damit auch besser verkäufliches und bezahltes Produkt erzeugen hilft – kurzum, weil es sich rentiert, Gewinn bringt. Warum sollte er die Umhüllung dieser Maschine, seine Fabrik, anders betrachten? Oder gibt es vielleicht doch gute Gründe, warum ein Unternehmer ein Betriebsgebäude nach anderen Kriterien als denen der Wirtschaftlichkeit beurteilen könnte?

Da ist zunächst die Tatsache, dass mit dem Betriebsgebäude die Arbeitsplatzqualität beeinflusst, ja überhaupt weitgehend bestimmt wird. Was hieran quantifizierbar ist, zum Beispiel der Luftumsatz oder die Zahl der Duschen und Waschbecken, die Beleuchtungsstärke, die Fenstergrösse und Dutzende von anderen Sachverhalten, ist – wie könnte es anders sein – durch Verordnungen festgelegt, von der Gewerbeaufsicht kontrolliert, vom Betriebsrat mitbestimmt und insofern eingefroren. Nun meinen, wie eingangs schon er-

wähnt, Architekten – unverbesserliche Idealisten und Verteidiger alles Schönen und Guten, die sie sind –, dass Arbeitsplatzqualität etwas mehr sein könnte: Die Qualität des Ortes, wo Menschen einen wesentlichen Teil ihres Lebens verbringen, um dort unter anderem jenen Mehrwert zu erzeugen, der dann in staatlichen Mehrwertverrichtungsanstalten – Ämtern, Kasernen, Ministerien, Universitäten, um nur einige zu nennen – umgesetzt wird; diese bauliche Qualität könnte auch eine gestalterische, eine ästhetische oder gar eine humane sein.

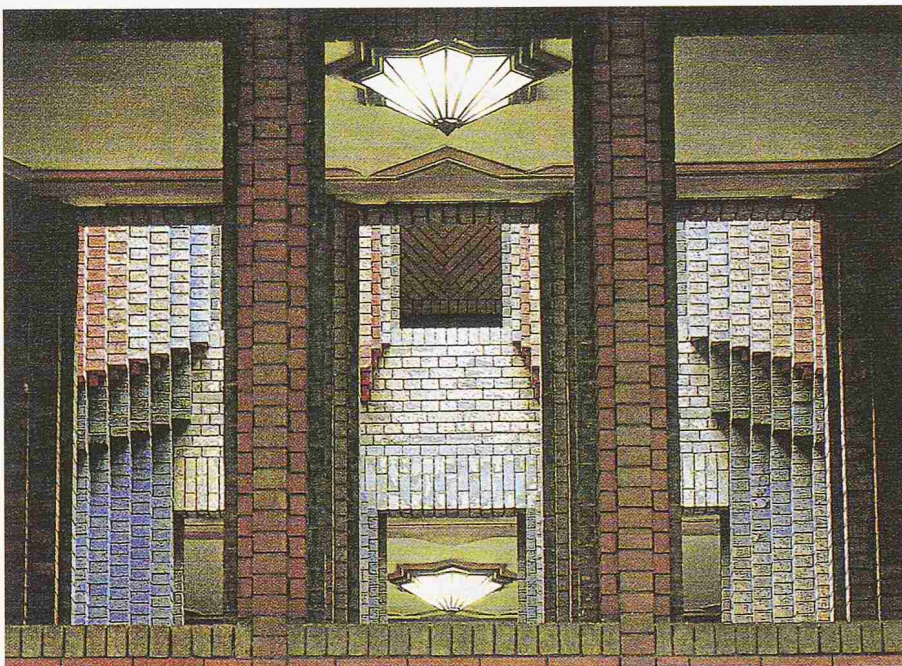
Ein Beispiel hierfür ist die Qualität, die Ausblicke bieten, die Verbindungen von innen und aussen, die Möglichkeit, vom Arbeitsplatz Tag oder Nacht, Regen oder Sonne, Sommer oder Winter erleben zu können. Fenster, Glasfassaden machen dies möglich. Ihre Kosten – Investition und Unterhalt – sind aber höher als eine wärmegeämmte, hinterlüftete Trapezblechhülle. Bei einer Reihe von Produktionsvorgängen spielt zumindest die geringere Wärmedämmung des Glases keine Rolle, weil die in den Maschinen in Reibungswärme umgewandelte Energie so gross ist, dass man selbst im tiefen Winter noch Teile davon abführen und damit die Umgebung aufheizen muss.

Aber das sind jene Hausmeisterargu-



Die Haupthalle wird von drei Glaskuppeln überdeckt

mente, die, weil einigermaßen quantifizierbar, besser einleuchten als die Versprechung, dass ein angenehmer, freundlicher Arbeitsplatz die Attraktivität des Unternehmens erhöht und so die Fluktuation mindern kann. Dieses Argument wird um so gewichtiger, je höher die Lohnkosten sind. Da die Bundesrepublik, zurzeit im Wettstreit um die höchsten Löhne, die USA und Schweden hinter sich gelassen hat und nur noch von der Schweiz übertroffen wird, braucht man sich nicht zu scheuen, die Amortisation der minimalen Mehrkosten für einen besseren Arbeitsplatz den Lohnkosten gegenüberzustellen.



Blick von der Ausstellungszone durch die Kuppelhalle auf die Galerien des Erdgeschosses und des ersten Obergeschosses

Trotzdem muss sich der Architekt darüber klar sein, dass die Arbeitsplatzqualität, so erstrebenswert sie aus unterschiedlichen Gründen sein mag, eine Art Sekundärtugend dessen, der für die Industrie baut, ist. Das Unternehmen muss zunächst einmal produzieren, was voraussetzt, dass der Betriebsablauf funktioniert. Und es muss so produzieren, dass am Ende der Aufwand geringer ist als die Einnahmen. Dass dies auch bei der hohen Redundanz des kapitalistischen Systems ein nicht von jedermann beherrschtes Kunststück ist, ist bekannt – sogar Architekten. Eine traumhafte Qualität des Arbeitsplatzes hilft nichts, wenn an diesem Arbeitsplatz Produkte erzeugt werden, die zu teuer und deshalb nicht verkäuflich sind. Dass die Qualität des Arbeitsplatzes sekundär ist, zeigt sich dann mit brutaler Eindeutigkeit: Er wird elimi-

nirt. Beim allfälligen Konkurs spielt seine Qualität keine Rolle.

Ein zweiter klassischer Grund für ein Bemühen über eine möglichst wirtschaftliche Erfüllung der Bauaufgabe hinaus ist die Vermutung, dass Firmen durch ihre Bauten deutlicher repräsentiert werden als durch ihre Produkte.

Was heute *corporate image* oder *corporate identity* heisst, gab es schon lange vor der Erfindung dieser Termini. Im 19. Jahrhundert rauchten in schöner Regelmässigkeit Fabrikschornsteine auf den Firmenbögen. Dabei kam es den Verfertignern dieser Briefköpfe auf einen Kamin mehr oder weniger genauso wenig an wie auf zusätzliche Hektar überbauten Fabrikgeländes, wenn sich dieses in Vorwegnahme künftiger Entwicklungen nur bis zum Horizont erstreckte.



Blick in die Kuppelhalle mit Bodenmosaik auf der Galerie des ersten Obergeschosses



*Blick von der Strasse
auf Turm und Brücke
der Hoechst AG,
Frankfurt-Hoechst*

Rathenau und seine AEG waren vermutlich nicht ganz unbeeinflusst von dieser naiven, wenngleich effektiven Verwendung der Firmenbauten zur Darstellung dessen, was ein Unternehmen ist oder sein will. Wie bekannt, beauftragten sie 1907 den damals noch nicht einmal 40 Jahre alten Peter Behrens nicht nur mit der Gestaltung aller von ihr in einem Zeitraum überwältigender Expansion erstellten Geräte, sondern auch mit der Planung aller Firmenbauten.

Rathenau meinte, dass in einem modernen Zeitalter Kultur und Industrie eins sein müssten, dass die Industrie an der Stelle von Kirche, Hof oder Staat künftig der Boden sein werde, auf dem Kultur wachse und gedeihe. Dies sollten die Produkte seiner Firma ebenso wie die Bauten, worin sie hergestellt wurden, ausdrücken.

Als Vorbild für andere Firmen blieb die AEG dieser Jahre unerreicht. Das Zusammentreffen von Rathenau und Jordan, dem für die Bauten zuständigen Mann der Firma als Auftraggeber und Behrens als Gestalter in einem Augenblick, wo der Historismus in seinen vorletzten Zügen lag und die Elektroindustrie begann, die Welt zu elektrifizieren, war – um ein Wort von Arnold Zweig zu gebrauchen – eine Sternstunde der Architekturgeschichte.

Es gab und gibt bis heute Dutzende von grossen Firmen, die, ähnlich wie damals die AEG, in ihren Bauten die Fir-

menphilosophie – so nennt man das heute wohl – ausdrücken: Bahlsen in Hannover und Mannesmann in Düsseldorf gehörten schon damals dazu, später zwischen den Kriegen folgten Hoechst, Siemens und Fiat und nach dem 2. Weltkrieg Olivetti, Cummins Engine, BMW, IBM und Renault – um nur einige zu nennen. Freilich – gemessen an den ungezählten Firmen, die rund um die Welt jährlich Tausende von Quadratkilometer bebauen, sind die, welche ihre Bauten als verpflichtenden Ausdruck des Unternehmens sehen, eine Minderheit. Oft stehen die behauptete oder auch wirklich vorhandene hohe Qualität, die Präzision, die Dauerhaftigkeit des Produkts in einem eklatanten Widerspruch zum Ort seiner Herstellung. Dazu kommt, dass sich vielfach auch die Verwaltungen von den Produktionsstätten trennen. Dann konzentrieren sich die ohnehin geringen architektonischen Ambitionen des kaufmännischen Managements auf den Sitz der Verwaltung. Den Bau, wo produziert und wirklich Geld verdient wird, versteckt man in einem Industrieschlingel.

so ist also, noch weniger als die Arbeitsplatzqualität, die werbewirksame, imagefördernde Erscheinung einer Produktionsstätte ein wirkliches Argument für Architektur, wenn es dem Bauherrn um äusserste Wirtschaftlichkeit geht. Man sollte dies ruhig so nüchtern sehen, will man nicht den Eindruck er-

wecken, den Unternehmer angesichts einer schwierigen Investitionsentscheidung nur mit kostenträchtigen und insoweit unerwünschten Ratschlägen zu bedienen.

Diesen ernüchternden, wenig hilfreichen Erkenntnissen steht der allseits beklagte Zustand des Industriebaus gegenüber. Was ist hier zu tun, zu raten?

Minimal-Architektur

Es sind – so banal es klingt – der Zweck und seine wirtschaftliche Erfüllung, die beim Bauen für die Industrie Länge und Breite, Höhe und Tiefe, aber auch alle Einzelheiten des Bauwerks bestimmen – und nicht ästhetische Überlegungen. Die Behauptung, die wichtigste Aufgabe architektonischer Planung sei die Gestaltung, ist hier beim Industriebau unzulässig.

Genauso falsch aber ist die Behauptung, Gestalten sei hier überflüssig. Es kann nur nicht im Behübschen, in der Anbringung von schönheitlichen Korrekturen – wie Eiermann das einmal genannt hat – bestehen.

Zunächst muss man sich klar sein, dass autonomes Gestalten, das sich von Konstruktion und Funktion gelöst hat, im Widerspruch zu den nur der Ratio verpflichteten Gesetzen wohlverstandener Ökonomie steht. Allein unter diesem ökonomischen Gesetz – daran sei nochmals erinnert – ist es aber zu verantworten, einen solchen Bau zu errichten.

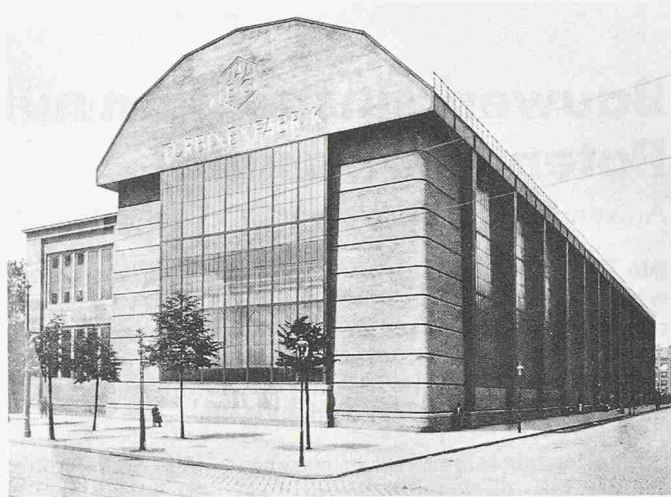
Der Architekt hat hier eine grundsätzlichere Aufgabe zu lösen, nämlich Ordnung zu schaffen, das heisst, die Einzelheiten entsprechend ihrer Bedeutung für die Erfüllung des Zweckes zu ordnen. Konsequenter angewandt, wird man allein schon mit dieser Prämisse weit kommen. Gelingt es, Tragwerk und Installationen, die Wege von Menschen und Produktion zu ordnen, so ist in einem Industriebau vieles, ja eigentlich alles, gewonnen.

Freilich – früher oder später wird der Architekt auf Probleme stossen, wo die Automatik der Prämisse, allein schon aus der ökonomischen Konstruktion und der zweckentsprechenden Funktion erwachse Gestalt, versagt. Der bequeme Verzicht auf das Bemühen um Gestaltung öffnet dann rasch chaotischen Erscheinungen Tür und Tor.

Gestaltendes Bemühen kann aber auch hier letztlich nur darin bestehen, der Vernunft und der Logik Geltung zu verschaffen. Meist heisst dies nichts anderes, als Logik und Ordnung sichtbar zu machen. Sie liegen dem technischen Bauen genauso zugrunde wie jene pri-



Kleinmotorenfabrik in Berlin. P. Behrens, erbaut 1910–1913



AEG-Turbinenhalle in Berlin, 1909, P. Behrens, erbaut 1090

märe Absicht der Technik, mit geringstem Aufwand grössten Nutzen zu erzielen.

Wer immer befürchtet, dies sei letztlich ein Plädoyer für jene Banalarchitektur, die uns Industriebauunternehmen anbieten und die uns in den Gewerbegebieten anöden, sei daran erinnert, wie viele hervorragende Bauten für die Industrie jener Prämisse von der Ökonomie der Gestaltungsmittel folgend entstanden sind: *Norman Fosters* Bauten für IBM, die zugbeanspruchten Konstruktionen von *Richard Rogers*, *Fritz Hallers* USM-Bausysteme und *Mangiarottis* Fertigteilbauten, um nur einige zu nennen.

Auf die Gefahr angesprochen, dass solch ökonomisches Denken keine Vielfalt mehr zulasse – eine Gefahr, die angesichts der Bauten der genannten Architekten schwer zu verstehen ist –, sagte Muthesius, der Zeit- und Weggenosse von Behrens – und das war 1913:

«Der Ingenieur alten Schlages pflegte einzuwenden, dass für ihn die Statik allein massgebend sei und er sich als wissenschaftlich und ökonomisch denkender Mensch keineswegs durch irgendwelche anderen Rücksichten von der mathematisch gegebenen Konstruktion, die zugleich bei sparsamstem Materialverbrauch den grössten Nutzeffekt darstelle, abbringen lassen könne. Dieser Einwand ist hinfällig, so einleuchtend er scheinen mag. Denn die Verhältnisse liegen meist so, dass es gleichzeitig mehrere mathematisch richtige Lösungen gibt, unter denen er wählen kann. Auch für den Ingenieur führen viele Wege nach Rom; die Richtungen, in denen er auch rein mathe-

matisch eine Aufgabe verfolgt, können von Anfang an ganz verschiedene und sehr mannigfaltige sein. Es liegt nahe, diejenigen zu wählen, die ausser der Statik auch dem Auge gerecht werden.»

Unternehmenskultur

Man wird einem Unternehmen nicht sagen können, was es kostet, wenn es sich gegen «trostlose Schabigkeit» und für Architektur entscheidet. Aber man wird einen Bauherrn davon überzeugen können, dass die Qualität einer architektonischen Planung nicht die Frage des materiellen, sondern des geistigen, des planerischen Aufwands ist – eines Aufwands, den beide Teile betreiben müssen, Bauherr und Architekt. Vermutlich wird bei gleichem Qualitätsanspruch der geistige Aufwand um so höher sein, je geringer der materielle Aufwand sein darf. Verstehen dies Bauherr und Architekt in gleicher Weise, so kann der Aufwand nur zur Qualität des Bauwerks beitragen, zu seiner Dauerhaftigkeit, seiner Funktionstüchtigkeit, seiner Wirtschaftlichkeit, seiner Angemessenheit und damit last but not least zur Qualität seiner Gestalt.

Bauten sind wie wenige andere von menschlicher Arbeit zeugende materielle Erscheinungen Ausdruck der Kultur – nicht zuletzt der Kultur dessen, der den Bau veranlasst. Nichts gegen das Mäzenatentum grosser und kleiner Unternehmen, gegen Förderungen oder Stipendien. Aber sind nicht Bauten in ungleich höherem Mass sichtbarer Ausdruck der Kultur eines Unternehmens?

Walter Rathenau und *Paul Jordan* haben dies so gesehen, als sie Behrens zur AEG holten. Sie haben damit dem Unternehmen weit über kommerzielle Erfolge hinaus einen Platz in unserer kollektiven Erinnerung, in der Geschichte der Architektur eingeräumt. Und *Adolf Häuser*, der Behrens diesen Bau planen und errichten liess, hat damit den Farbwerken Hoechst nicht nur für Jahrzehnte ein Signum verschafft, sondern – was ungleich bedeutsamer ist – eine Tradition in diesem Unternehmen begründet, die Tradition, das Bewusstsein für Qualität und das Streben nach Qualität nicht nur in den Produkten, sondern auch in den Bauten der Firma auszudrücken.

Was aber würde den Wert, den das Unternehmen dieser Tradition beimisst, besser ausdrücken, als die Erinnerung an Peter Behrens durch eine Ausstellung wach zu halten und Mitarbeitern und Aussenstehenden diesen unübertrefflichen Beitrag zur Architektur des 20. Jahrhunderts – das Meisterwerk des vor 50 Jahren verstorbenen Peter Behrens zu zeigen?

Adresse des Verfassers: Prof. Dipl.-Ing. *Peter C. von Seidlein*, Flüggenstr. 11, D-8000 München 19.

Festansprache zum Anlass der Eröffnung der Peter-Behrens-Ausstellung in Frankfurt a.M. am 11. März 1990.

Die Farbbilder stammen aus dem zur Ausstellung im Prestel-Verlag, München, erschienenen Buch «*Peter Behrens – Umbautes Licht. Das Verwaltungsgebäude der Hoechst AG*». Die übrigen Aufnahmen sind dem Band «*Industriekultur – Peter Behrens und die AEG*» von *Tilmann Buddensiege* und *Henning Rogge*, Gebr. Mann Verlag, Berlin, entnommen.